

Friedrich Ernst Peters

Goethe in Vicenza 1952

Friedrich Ernst Peters.

Friedrich Ernst Peters
Goethe in Vicenza 1952

Friedrich Ernst Peters

Goethe in Vicenza 1952

Digitale Edition : Friedrich Ernst Peters

Universität Potsdam 2012

Peters, Friedrich Ernst: *Gebild und Leben. Eine Auswahl aus den Schriften*. Schleswig: Bernaerts, 1955, S. 221–227.

Dieses Werk ist unter einem Creative Commons Lizenzvertrag lizenziert:
Namensnennung - Keine kommerzielle Nutzung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen
3.0 Deutschland

Um die Bedingungen der Lizenz einzusehen, folgen Sie bitte dem Hyperlink:
<http://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/3.0/de/>

Herausgegeben von Ulrike Michalowsky

Online veröffentlicht auf dem Publikationsserver der Universität Potsdam

URL <http://pub.ub.uni-potsdam.de/volltexte/2012/5959/>

URN [urn:nbn:de:kobv:517-opus-59593](http://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:kobv:517-opus-59593)

<http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:kobv:517-opus-59593>

In seinem Tagebuch einer „Mittelmeerreise“ erzählte vor einiger Zeit Dr. Fritz Fuglsang seine nicht nur amüsante, sondern wahrlich auch herzstärkende Begegnung mit dem Moscheendiener der Schazedeh-Dschami in Konstantinopel, mit einem Türken geringen Standes, dessen Begeisterung für Goethes „Werther“ so stark war, dass er aus einer alten, zerschissenen Ausgabe des berühmten Buches mit einer vollkommenen Kenntnis der deutschen Sprache zugleich eine rührende Bereitschaft geschöpft hatte, jedem Deutschen, trotz unseres arg mitgenommenen internationalen Rufes, von vornherein Kredit einzuräumen.¹

Es treibt mich, hier ein italienisches Reiseerlebnis des Sommers 1952 mitzuteilen, weil ich es für geeignet halte, Dr. Fuglsangs Erfahrungen zu erlösen aus einer Singularität, die ihr mancher Leser gewiss mit einer heiteren Wehmut zugesprochen hat, und ihr fast die Würde einer Regel zu geben, für die Bestätigungen gar nicht so schwer zu finden sind.

Auf der Busfahrt zwischen Verona und Vicenza verkündete unser Münchener Reiseführer, dass er für Vicenza nur einen ganz kurzen Aufenthalt bewilligen könne zur Besichtigung des Teatro Olimpico. Seiner Meinung nach sei aber nicht das Bauwerk die Hauptsehenswürdigkeit, sondern der Italiener, der es den Fremden zeige. Diese Bemerkung, über das Mikrophon in den glühheißen Wagen hineingenäsel, erzeugte jedoch keineswegs eine

¹ Diese Anekdote befindet sich in dem Manuskript eines Reisetagebuchs nach Konstantinopel und Rom (April –Juni 1952) aus dem Nachlass Fuglsang (Archiv des Städtischen Museums Flensburg). Ein Auszug aus dem Reisetagebuch von Fuglsang wurde veröffentlicht: Fuglsang, Fritz: „Fahrt in das klassische Land. Aus dem Tagebuch über eine Mittelmeer-Reise“, *Schleswig-Holstein – Monatshefte für Heimat und Volkstum*, 1953, S. 5ff. u. S. 35 ff. Es enthält allerdings nicht die zitierte Anekdote. Fritz Fuglsang (1897-1961) war ein bedeutender Kunsthistoriker der deutsch-dänischen Grenzregion und von 1927 bis 1961 Direktor des Städtischen Museums Flensburg, das er nachhaltig prägte. Er war mit zahlreichen Persönlichkeiten des schleswig-holsteinischen Kulturlebens freundschaftlich verbunden. Mit F.E. Peters stand er in einem langjährigen Briefwechsel (1945-1960, Briefe im Besitz der Schleswig-Holsteinischen Landesbibliothek). Peters hatte offensichtlich Einsicht in das unveröffentlichte Reisetagebuch. Wie Fuglsang gewährte auch er Vertrauten Einsicht in seine Werkmanuskripte, u.a. in die *Baasdörper Krönk*. [Anm. d. Hrsg.]

gespannte Erwartung des Kommenden. Vielleicht war die Hitze des frühen Nachmittags gar zu drückend.

Als wir das Teatro Olimpico betraten, fanden wir den angekündigten Italiener mit einer englischen Reisegesellschaft beschäftigt, so dass Herr Sch., von früheren Besuchen her wohl unterrichtet, die Aufgabe übernehmen musste, uns das Wissenswerte über dieses nach Plänen des Palladio erst nach dem Tode des Meisters vollendete Bauwerk mitzuteilen. Palladio – der Name schlägt eine Gedankenverbindung hinüber zu Goethe, der mich seit dem Gardasee ständig begleitet, weil sich unsere Wege dort vereinigen. Es konnte nicht früher sein; denn Goethe kam damals über den Brenner, während wir über den Reschenpass eingereist sind. Man braucht ja nicht eben ein ausgemachter Goethekenner zu sein, um vor den sehr geschmackvoll hergerichteten Frucht-Verkaufsständen, mit denen die schöne Gardaseestraße gesäumt ist, sich von dem Dichter angesprochen zu fühlen mit der Frage:

„Kennst du das Land, wo die Zitronen blühn,
Im dunklen Laub die Goldorangen glühn?“

einer Frage, die man dann mit einem reflexartigen Kopfnicken so selbstgefällig wie selbstverständlich bejaht.

Während der Erläuterung, die Herr Sch. gab, lauschte ich ein wenig neidisch hinüber zu der Gruppe der Engländer, die den Vorzug genoss, von dem uns so bedeutungsvoll angekündigten Italiener das Authentische zu erfahren. Die zu große Entfernung gestattete mir zwar nicht, der Rede des Cicerone zu folgen, aber sein Englisch klang mir fließend und korrekt. Es war ein Mann in vorgerückten Jahren, gedungen von Gestalt, nicht sonderlich italienisch wirkend. (Oder befließigt er sich nur vor englischen Zuhörern dieser auffälligen Zurückhaltung in Mimik und Gebärde?) Nichtsdestoweniger war in seinem Auftreten eine eigenartige Mischung von Schäbigkeit und Anmut festzustellen. Halt! „Mischung von Schäbigkeit und Anmut?“ Wer hat wen in dieser Formulierung charakterisiert? (Es ist ein Kreuz mit den ewigen

literarischen Reminiszenzen! Man weiß am Ende nicht mehr, was an seinem teuren Selbst noch original zu nennen ist.) Irre ich mich nicht? Versieht der Italiener seinen Dienst am englischen Kunden nicht halbwegs zerstreut und sehr obenhin? Sieht er nicht hin und wieder sehnsüchtig zu uns Deutschen herüber? –

Als wir nach der Besichtigung unserem Bus wieder zustrebten, stießen wir am Gartentor mit dem Cicerone zusammen, der erhitzt und ziemlich atemlos eben von der Verabschiedung seiner Engländer zurückkehrte. Er rüstete sich offensichtlich zum Reden, was Herr Sch. in der verständlichen Sorge um seinen Fahrplan zu der hastigen Bemerkung veranlasste: „Ich hab’s schon erzählt.“ – „Ach, Sie haben es schon erzählt!“ sagte der Italiener mit echter Trauer. Es zog ein Schleier über seine Augen, er senkte den Kopf und sank leicht in sich zusammen. Im nächsten Augenblick aber hatte er sich schon gefasst. Er richtete sich auf, und während seine ausdrucksgewaltige Rechte das uns schon Erzählte als völlig unzulänglich beiseiteschob, sagte er blitzenden Auges und unbedingt überzeugend: „Aber nicht in meinem Stil.“

Er trottete dann auf dem beküesteten Gartenweg dem Teatro wieder zu und machte in einer Entfernung von etwa zwanzig Metern kehrt. Aber wie! In der Wendung vollzog sich eine Verwandlung. Mit der energischen Bewegung seiner Schulter warf er mindestens zwanzig Lebensjahre ab; er richtete sich hoch auf, ließ die Augen adlergleich schweifen und formte seinen Gang, der eben noch ein Trotten war, zu einem bei aller Elastizität doch gesetzten und majestätischen Schreiten um ... Johann Wolfgang von Goethe kam auf uns zu gewandelt, der siebenunddreißigjährige deutsche Dichter, den nicht nur sein Vaterland, den Europa, nein, die ganze Welt für seinen Roman „Die Leiden des jungen Werthers“ mit dem Lorbeer gekrönt hatte. Der berühmte Gast aus Deutschland, der soeben im Teatro Olimpico einer Vorstellung beigewohnt hat, begibt sich unter dem Ehrengelcit der Vicentiner Akademiker in den dem Theater gegenüberliegenden, gleichfalls von Palladio erbauten Palazzo Chiericati, wo ihn die Akademie

der Olympier zu feiern gedenkt. „Er sprach ohne fremden Akzent, nur an der Genauigkeit seiner Lautbildung hätte man allenfalls den Ausländer erkennen können. Seine Lippen formten die Worte mit einer gewissen Lust ... Die Suade des Italieners lautete eigentümlich angenehm in ihrer unbedingt, von jeder Mundart freien Reinheit und Richtigkeit. Die Worte kamen prall, nett und wie neuschaffen von seinen beweglichen Lippen.“ (Schon wieder ein Zitat!) Jetzt war ich auch im Klaren über die „Mischung von Schäßigkeit und Anmut“, die mir vorhin durch den Kopf geschossen war. Wenn da nicht Herr Settembrini aus Thomas Manns „Zauberberg“ in Person sich näherte, so war es sein Bruder, oder mindestens doch ein Vetter.

Ich sah mich im Kreise der Mitreisenden um und beobachtete hier und da auf einem Gesicht die amüsierte Geniertheit Hans Castorps, als er mit dem wortgewaltigen „homo humanus“ Settembrini Bekanntschaft schloss; ich las in einigen Augen Hans Castorps Gedanken: „Das ist ja ein rechter Windbeutel!“ Aber nein, so leicht darf man es sich nicht machen. Ist er nicht liebenswürdig in seiner gewiss echten Begeisterung? Muss denn ein Mensch, der die vielen Hemmungen des zugeknöpften Nordländers nicht kennt, gleich ein Windbeutel sein?

Unterdessen war unser Goethe am Gartentor angekommen, wo ihm der schwelgerisch erleuchtete Palazzo ins Gesichtsfeld kommen musste. Da stockte sein Schritt; da hob sich eine Hand, als müsse sie die bestürzten Augen schützen vor der Fülle des Lichtes. Sofort aber veredelte sich das gemeine Stutzen zu reinem Staunen, und die Augen öffneten sich groß und besannen sich als „sonnenhafte“ Organe auf ihre Verpflichtung, der Sonne selbst gewachsen zu sein, wieviel mehr denn dem Glanz der Kerzen! Und hier nun erlebten wir sinnfällig, wie der zündende Funke in das Innere des genialen Menschen fährt. „Hier“, so verkündete der Darsteller, indem er den rechten Fuß ein wenig hob, um ihn schnell und bestimmt wieder hinzusetzen, „hier entstand die zweite Strophe des Mignon-Liedes:

„Kennst du das Haus? Auf Säulen ruht sein Dach,
Es glänzt der Saal, es schimmert das Gemach.“

Die Strophe wurde unter dem Gesamtaufgebot der darstellerischen Mittel vorgetragen. „Die erste Strophe ist übrigens drüben am Gardasee entstanden“, hieß es dann weiter, „während die dritte am Brenner ihren Ursprung hat.“ Der Italiener schwelgte in deutschen Klängen und ließ nur ganz nebenher verstehen, dass das schöne Italien sich denn doch einen kleinen Anteil am Vorhandensein dieser Kostbarkeit billig zuschreiben dürfe. Ich möchte den rohen Pedanten oder den pedantischen Rohling sehen, der in diesem Augenblick die Stirn gehabt hätte zu der Bemerkung, dass das Mignon-Lied im November 1782, also vier Jahre vor der Italienischen Reise, entstanden ist! Unser Goethe-Enthusiast ließ seine Blicke beifallheischend unter uns die Runde machen. Ich kleidete Beifall und Bewunderung in die Frage: „In wieviel Sprachen können Sie denn das Gedicht vortragen?“ „Ach“, antwortete er, immer mehr in Eifer geratend, „eigentlich ist es nur in deutscher Sprache möglich.“ (Vom Italienischen war gar nicht erst die Rede.) „Ich kenne eine englische Übersetzung, die so schlecht ist, dass ich mich weigern muss, ja, meine Herrschaften, entschieden weigern, sie darzubieten.“ (Dabei zog er die Mundwinkel in unüberbietbarer Geringschätzung herab.) „Einen Hauch der Schönheit gibt noch die französische Fassung, wissen Sie, aus der Oper von Ambroise Thomas.“² Und nun folgte die Wiederholung in einem Französisch, das nicht minder akzentfrei war als sein Deutsch.

Er wusste ohne weiteres einleuchtend darzutun, dass das deutsche „Dahin! Dahin!“ denn doch eine ganz andere Ausdrucksgewalt habe als das französische „Là-bas! Là-bas!“ Dabei

² „Mignon“ (1866) war die erste erfolgreiche Oper des französischen Komponisten Ambroise Thomas (1811-1896) und verhalf ihm zum internationalen Durchbruch. Das Libretto, konzipiert nach einer Vorlage aus „Wilhelm Meisters Lehrjahre“, stammte von Jules Barbier und Michel Carré. Die leichte eingängige Musik der Opéra comique und das in eine gefällige Hochzeit umgewandelte ursprünglich tragische Ende des Mignon traf den Geschmack des damaligen Bürgertums und begeisterte noch um 1900. [Anm. d. Hrsg.]

muss freilich angemerkt werden, dass sein sehnsüchtiges Hinauswinken in die Ferne beim „Dahin! Dahin!“ mit der Inständigkeit seiner Voreingenommenheit das „Là-bas“ notwendig schlagen *musste*. Und so brachte ihm dieser Tag, der sich für ihn so bedrohlich verfinstert hatte bei der Feststellung: „Ach, Sie haben es schon erzählt“, doch noch einen vollen, strahlenden Triumph.

Während wir uns an den Bus begaben, schwärmte er unausgesetzt weiter: „Ja, Goethe! Und überhaupt die Deutschen! Heute Morgen waren zwei Priester in meinem Theater: ein Chilene und ein Deutscher aus Passau. Wo liegt das eigentlich?“ Hier gab er eine Unwissenheit mit einem wieder vorzüglich gespielten, lächelnden Freimut zu, so als wollte er sagen: „Der Mensch ist nun mal nicht allwissend, und so lasse ich mich in einer belanglosen Angelegenheit gern belehren. Ihr werdet hoffentlich das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden wissen!“

„Nun gut!“ ging es weiter. „Die beiden Priester wollten sich unterhalten, und das musste auf Lateinisch geschehen. Dieser Passauer sprach ein Latein, meine Herrschaften, ein Latein ...!“ Das offenbleibende, rückwärtige Tor des Satzes wurde geschlossen mit einer schnellen Folge von Schnalzlauten, wie sie etwa ein Feinschmecker hören lässt, der soeben einen besonderen Leckerbissen zu sich genommen hat. Das ganze Gesicht war reine, lächelnde Verzückung. Aber schnell wurde es wieder ernst, und er fügte, wie immer unmittelbar überzeugend, hinzu: „Ich kann das beurteilen, meine Herrschaften; ich kann das beurteilen.“ Dann erzwang unser Fahrer einen schnellen Abschied von diesem homo humanus, dem Vetter Settembrinis.

Nach der Rückkehr habe ich in der „Italienischen Reise“ die Eintragung über Vicenza nachgelesen. Unter dem 22. September 1786 steht verzeichnet: „Heute war ich in einer Versammlung, welche die Akademie der Olympier hielt. Ein Spielwerk, aber ein recht gutes, es erhält ein bißchen Salz und Leben unter den Leuten. Ein großer Saal neben dem Theater des Palladio, anständig

erleuchtet, der Capitän und ein Teil des Adels zugegen, übrigens durchaus ein Publikum von gebildeten Personen, viele Geistliche, zusammen ungefähr fünfhundert.“ Es ist weder von einer Veranstaltung ausschließlich zu Goethes Ehren, noch von einer vorangegangenen Aufführung im Teatro Olimpico die Rede. Leider? Nein, durchaus nicht! Ich habe nun wohl die Neigung, mich über Dinge, die mich unmittelbar angehen, einigermaßen exakt zu unterrichten, obwohl ich weiß, dass diese Neigung oft gar nicht so preiswürdig ist, wie man es uns gemeinhin glauben machen will. Eine Persönlichkeit wird in exakter Darstellung gar zu leicht zu einem in allen Teilen nummerierten und quellenmäßig belegten Präparat. Der Mann in Vicenza sei gepriesen, weil er einen blutwarmen Goethe-Mythus lebendig hält! –

Dr. Fritz Fuglsang lässt im Gehirn seines wertherbegeisterten Türken doch einen kleinen Raum frei für den Gedanken an einen Bakschisch. Es stört mich nicht, wenn ich mir den darstellerischen Impetus meines Italieners ein wenig auch als durch die Aussicht auf eine mancia befeuert vorstelle. (Ich wähle das verhüllende fremde Wort, weil ich mich im Zartgefühl gegenüber unseren mediterranen Freunden von Dr. Fuglsang nicht übertreffen lassen möchte.) Eine so vollkommene Beherrschung unserer Sprache ist weder ohne ernste, langwierige Arbeit, noch ohne Liebe zu erreichen. Wo wir als Deutsche eine solche Liebe empfangen, müssen wir Liebe dankbar zurückgeben. Nehmen und Geben tun der geschundenen deutschen Seele gleichermaßen wohl. Und dass man uns um Goethes willen Vertrauen und Zuneigung schenkt, stärkt unsern Glauben an die Zukunft dessen, was wir *humanitas* nennen.

Bei der Erinnerung an Vicenza merke ich, wie dieser Fremdenführer meine Aufmerksamkeit derart beschlagnahmt hat, dass ich von den Bauten Palladios nur ein recht unklares Bild heimbringen konnte. Ich tröste mich mit einem Wort Goethes, nach dem der Mensch dem Menschen immer das Interessanteste sein muss.